

Kaye Geipel

## Neue Hülle, große Volumen

Bau einer „Industriewerkstatt“ auf Grube Göttelborn

Zu diesem Heft: Das Dilemma der Ruinen des Industriezeitalters, der stillgelegten Zechen und Gruben mit Konsequenzen für das Funktionieren einer ganzen Region, gleicht oft einem Schachspiel in beinahe aussichtsloser Situation: Um sich aus der Misere zu ziehen, bleiben nur wenig Strategien, und Erfolg haben sowieso nur die, die entsprechend viel spielbares „Material“ zum Einsatz bringen – zu dem auch die historische Bausubstanz zählt. Die Chancen nehmen rapide ab, je länger die Spieler mit der Umsetzung ihrer Strategien zögern.

In diesem Heft sind drei verschiedene Umbau- und Sanierungskonzepte dokumentiert: Die stetige Verwandlung der ehemaligen Baumwollspinnerei Leipzig-Plagwitz in einen Ort der Künste und kunstnaher Nutzungen; der Bau eines „Houses der Innovation“ in Montceau, mit dem der französische Staat den neugegründeten, aber schwachen Kleinindustrien in der burgundischen Kohlengrubenstadt auf die Beine helfen will, und schließlich die „Industriewerkstatt“ in Göttelborn, ein erster Baustein in der Transformation jener Grube, die noch in den 90er Jahren als zentraler Förderstandort des Saarlands ausgebaut wurde. Göttelborn kam spät zu seiner Berufung als „Zukunftsstandort“. Mit der anvisierten Verwandlung in eine „Cité industrielle“ mit Produktion und Wohnnutzung geht es einen anderen Weg als die bekannteren Standorte in Völklingen oder etwa in Essen, die man grob einer Musealisierung ihrer Industriearchitektur zuordnen kann.

Angesichts des öffentlichen Erwartungsdrucks bei hohen Subventionen verwundert es nicht, dass bei solchen Bauaufgaben gern auf ein kleines Karussell von Stararchitekten zurückgegriffen wird. Beispiel Zeche Zollverein in Essen: Dort wählte man für das Design-Zentrum NRW zunächst Norman Forster mit einem reichlich biederen Konzept, bevor Rem Koolhaas den Masterplan zeichnete und dann den Auftrag für den Umbau der Kohlenwäsche erhielt, um schließlich noch die klinisch-schöne Architektursprache von Kazuo Sejima ins Boot zu holen, die der neuen Designschule fernöstlichen Touch verleihen soll. Göttelborn hat da mit der Beauftragung der Wettbewerbsgewinner Augustin und Frank einen mutigeren Schritt getan.

### Architekten:

Augustin und Frank Architekten,  
Georg Augustin, Ute Frank, Berlin

### Mitarbeiter:

Thies Brunken, Christina Enke  
Verena Fischbach, Jean Baptiste Joye  
Nadine Möller, Julia Sohn, David Vogel

### Bauleitung:

Huppert & Huppert, Saarbrücken

### Tragwerksplanung:

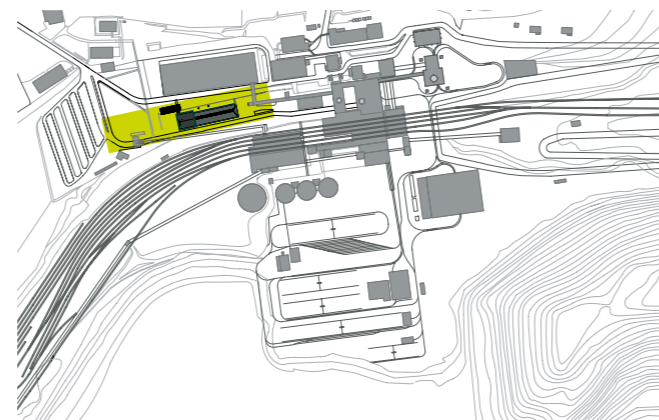
Pichler Ingenieure GmbH, Berlin  
Franz Stieglmeier

### Dynamische Gebäudesimulation:

izes, Saarbrücken

### Bauherr:

IKS, Industriekultur Saar, Göttelborn



Blick von Süden auf die seit 2002 still gelegte Grube, im Vordergrund eine der größten Solaranlagen, dahinter über Schacht IV der höchste Förder-turm Europas. Rechts die vor zehn Jahren gebaute Schwarz-Weiß-Kaue.

Maßstab Lageplan 1:10.000







„Was sie in Göttelborn sehen, ist harte Industrienatur. Die Landschaft hier ist nicht verkitscht worden wie im Ruhrgebiet.“  
Kitschiges Ruhrgebiet? Hartes Saarland? – Karl Kleineberg, Geschäftsführer der landeseigenen Entwicklungsgesellschaft IKS, steht auf der Aussichtsplattform des Förderturms von Schacht IV, dem höchsten Europas, und begründet den markigen Vergleich: „Im Ruhrgebiet haben die Halden das Wenige, was es an Natur gab, weggefressen. Danach hat man die Wunden kosmetisch begrünt. Hier, in der Mittelgebirgslandschaft des Saarlands, gibt es aber genügend Berge. Die grauen Halden stören nicht. Sie wirken grandios. Wir müssen also diese De-Chirico-Landschaften heute nicht wegretruschieren.“

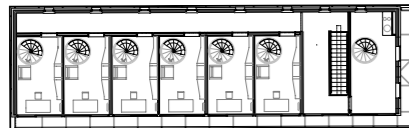
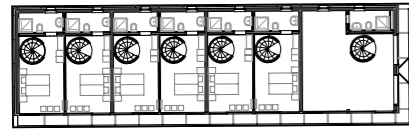
Bei solchen Sätzen geht es um die Positionierung des eigenen Standorts gegen die Konkurrenz. Die Wette läuft: Ein paar der still gelegten alten Zechen und Gruben werden als Symbol der Transformation des Industriezeitalters in die globale Dienstleistungsgesellschaft mit entsprechenden Subventionen herausgeputzt. Mit neuen Funktionen ausgestattet werden sie überleben, die anderen werden verschwinden. Die Chancen für den Standort Göttelborn sehen zur Zeit gut aus: Es ist eines der großen Projekte, das die saarländische Landesregierung als „Zukunftsstandort“ unterstützt und das, zusammen mit europäischen Fördergeldern und verteilt auf noch zwei weitere Projekte mit mehr als 100 Millionen Euro, auf zehn Jahre verteilt, rechnen kann. Seit 2001



Durch die Fassade des Eingangsgebäudes hindurch ist der eingepackte Altbau der ehemaligen Elektrowerkstatt noch zu sehen. Die Industriewerkstatt liegt am Beginn einer „urbanen Achse“, die als Rückgrat für die künftige Transformation des Grubengeländes dient. Laut dem Masterplan von Wolfgang Christ wird es Büroterrassen, Gewerbequartiere, Atelierwohnungen und selbst Wellnessinseln geben. Links im Bild das neue Gästehaus mit der markanten Kartoffelfassade.



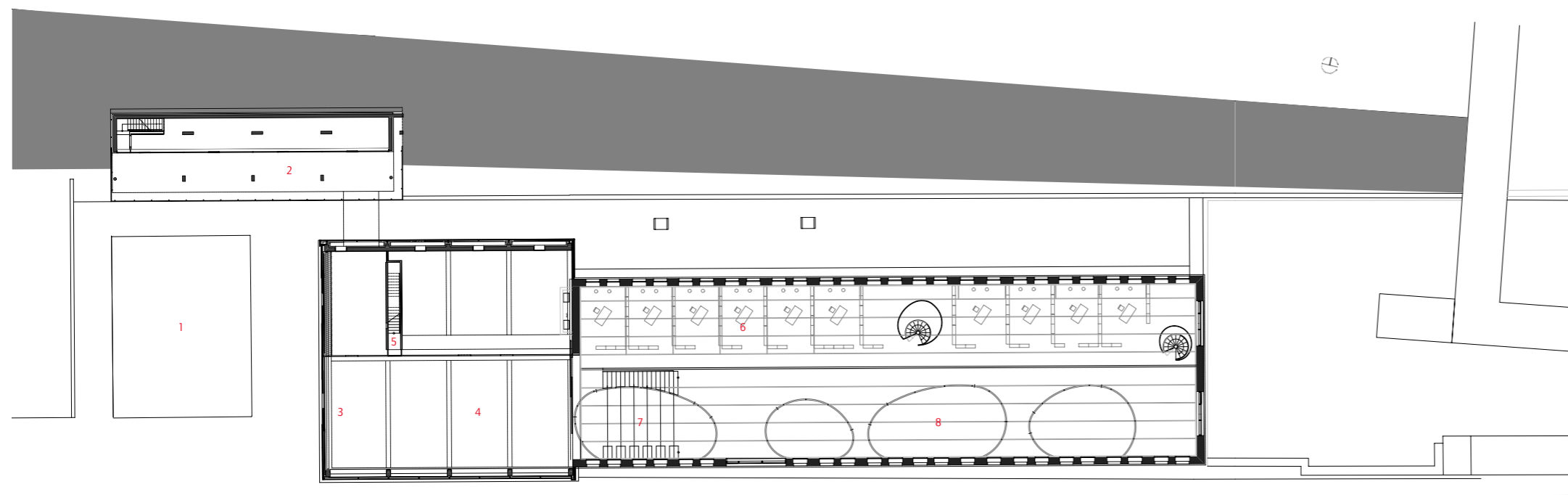




In einer Abfolge von offenen Räumen sind die verschiedenen Funktionen im Inneren der neuen „Industriewerkstatt“ hintereinander gestaffelt. Dreh- und Angelpunkt ist das Auditorium. Das kleine Bild zeigt das Ensemble aus neuem Gästehaus, dem Empfangsgebäude, dessen Konstruktion auf die Sechziger Jahre zurückgeht und dem lang gestreckten Werkstattgebäude von 1909.

Grundrisse im Maßstab 1: 500

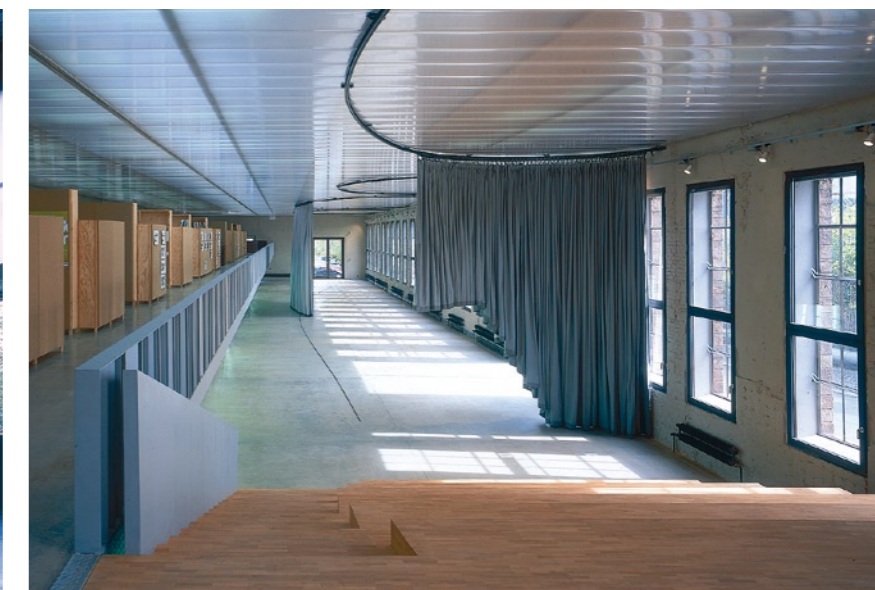
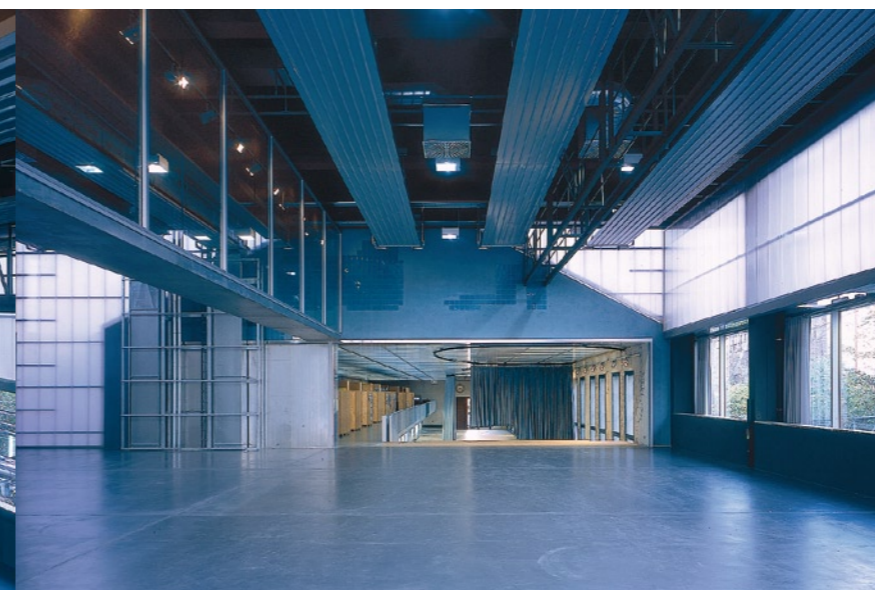
- 1 Vorplatz
- 2 Gästehaus
- 3 Eingang Industriewerkstatt
- 4 Seminar- und Ausstellungsgebäude
- 5 Aufgang Gästehaus
- 6 Galeriegeschoss mit Bürozone
- 7 Auditorium
- 8 flexible Teamräume



arbeitet Karl Kleineberg, der früher bei der Deutschen Steinkohle beschäftigt war, als Geschäftsführer der Industrie Kultur Saar GmbH, IKS, an einem neuen Konzept. Zusammen mit einer kleinen Gruppe von Projektentwicklern soll aus der Grube eine „Cité industrielle“ gemacht werden, ein gemischter Industriestandort, an dem sogar gewohnt werden kann. Ein erster Baustein des anvisierten Strukturwandels ist mit der „Industriewerkstatt“ jetzt realisiert. Es ist ein Umbau, der wie ein Neubau wirkt, in Wirklichkeit aber die geschichtsträchtigen Gemäuer der ehemaligen Waschkau- und späteren Elektrowerkstatt in sich birgt. Was aber ist eine „Industriewerkstatt“? Die diffuse Bezeichnung umschreibt einen funktionalen Zwitter. Es handelt sich um ein Gebäude, das den neu angesiedelten Firmen, die in den leer stehenden Altbauten zukunfts-trächtige Produkte entwickeln, eine Plattform für Kooperation, Marketing und Außendarstellung bietet. Anders als normale Industriegebäude, die mit den üblichen architektonischen Mitteln um Aufmerksamkeit buhlen, steht eine solche „Industriewerkstatt“ sozusagen unter höchstem Leistungsdruck. Sie muss nicht nur der Selbstdarstellung privater Firmen dienen. Der neue Bau soll der heute höchstens krimi-kulissentauglichen Monumentalität der still gelegten Bauten ein neues, populäres Architekturzeichen hinzufügen. Er soll helfen, den Bergwerksstandort in einen Standort zukunfts-trächtiger Modernität umzudeuten. Man kann sich streiten, ob mit solchen, zuvor in Komis-

sionen formulierten Erwartungen, die semantischen Möglichkeiten eines einzelnen Gebäudes nicht maßlos überschätzt werden. Kann Architektur im Dienste des Standortmarketings „strukturelle Veränderungsbotschaften“ ästhetisch kommunizieren? Von formaler Geschwätzigkeit ist die architektonische Realität Götteborns jedoch weit entfernt. Streng genommen haben die Macher Götteborns nur zwei Trümpfe in der Hand: ein in seiner Größe und Wirkung eindrucksvolles Ensemble, das kaum mit dem Nimbus historischer Industriearchitektur prunken kann, weil dessen Schlüsselbauten erst 1998 fertig gestellt wurden. Und zweitens einen gewissen politischen Rückhalt, der helfen müsste, den Mut zu einer gesteuerten Planung nicht schon beim ersten Gegenwind über Bord zu werfen. Der würde bedeuten: die begehrten Grundstücke in Autobahn-nähe an drängelnde Logistikunternehmen zu verscherbeln und sich von der Idee verabschieden, die Grube als Ganzes zu transformieren.

**Die Industriewerkstatt**  
Zwei heterogene Altbauten haben die Berliner Architekten Georg Augustin und Ute Frank, die 2002 den zweistufigen Wettbewerb gewannen, zu einem neuen Gebäude verkoppelt. Das Konglomerat, das jetzt die Bauzeiten von 1909, 1936, 1960 und 2005 in einem Bau vereint, haben sie mit den Funktionen Ausstellungshalle, Eventsaal, Auditorium, Verwaltung, Ateliers, Konferenz- und Teamraum ausgestattet und zusätzlich um ein neues Gästehaus ergänzt.



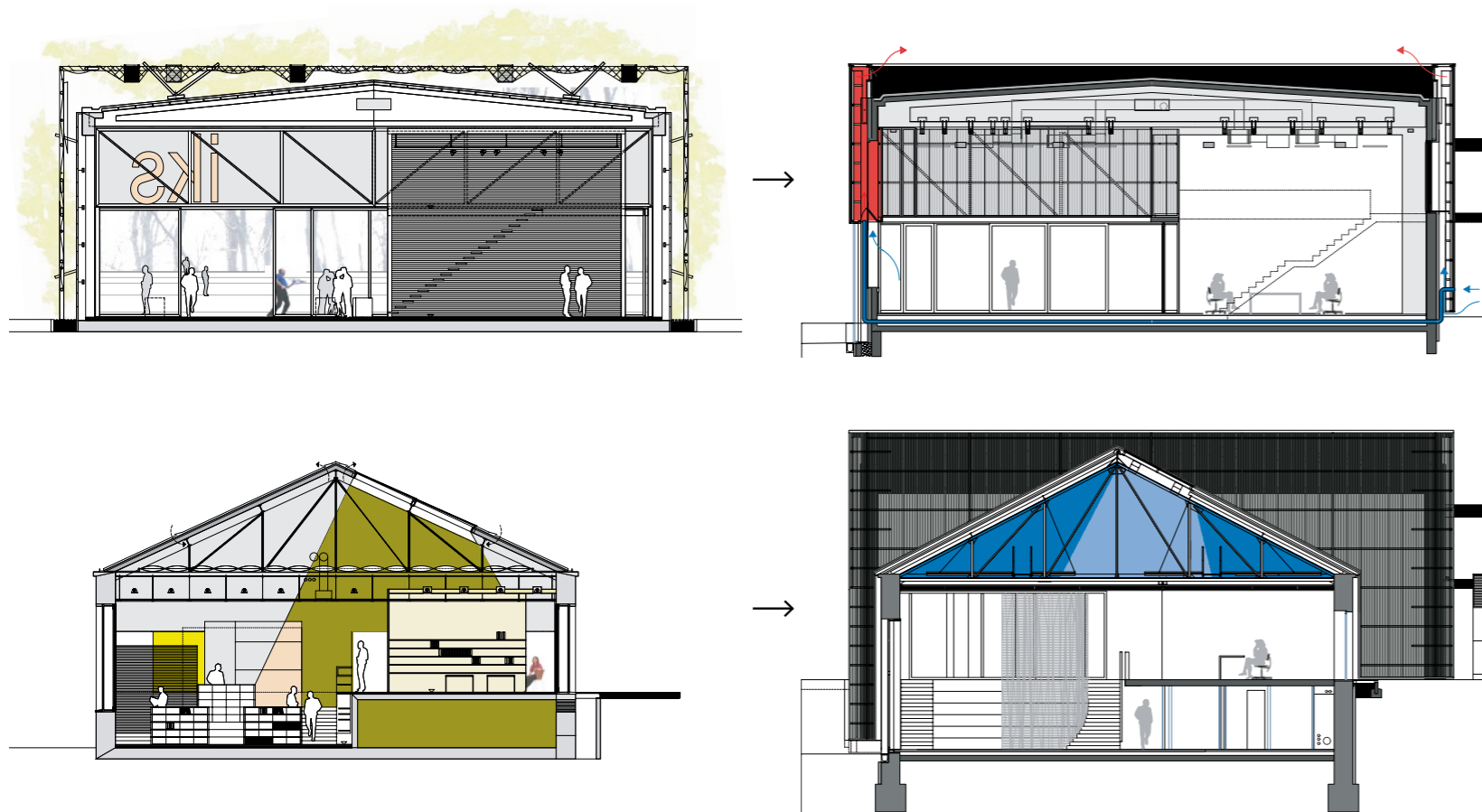




Ein hybrides Ensemble ist entstanden, das diese Bezeichnung verdient.

Die Fassaden des Eingangsgebäudes tragen einen Mantel milchiger Stegplatten aus Polycarbonat, hinter die als Sonnenschutz geschosshohe Vorhänge gezogen werden können. Auffälliger noch kontrastiert im rechten Winkel dazu die im Sonnenlicht flirrende Aluminiumhülle des Gästehauses. Seitdem sich die von den Architekten selbst geprägte Bezeichnung „Kartoffelfassade“ durchgesetzt hat, wird das Haus mit den Löchern von den Bewohnern der benachbarten kleinen Bergarbeiterhäuser geradezu geliebt. Offensichtlich handelt es sich um eine moderne Architektursprache, der sich auch das regionale Auge nicht verschließt.

Der Eingang verbirgt sich im gläsernen Sockel des Eingangsgebäudes. Fast unbemerkt gelangt man von der Platzseite aus ins Innere. Die Abfolge der Materialien – Glas, Polycarbonat, grauen Vorhangstoff und blau gestrichene Wände – wirkt im Nebeneinander von festen und beweglichen Elementen eher zufällig und unbestimmt. Schon vom Eingang aus sieht man in die offene Bürozone in dem länglichen, Werkstattgebäude genannten Riegel. Eine mit Parkett belegte Treppe mit Sitzstufen formt ein kleines Auditorium und führt hinab in den durch Vorhänge abteilbaren Multifunktionsraum. Während man sich als Besucher noch überlegt, welche Events wohl in welchen Raumbereichen stattfinden, wird einem klar, wie die Architekten mit leichter Hand widersprüchliche Funktionen miteinander verbunden haben. Dies gelang mit dem Kniff, zwei unterschiedliche Raumformen auf zwei verschiedenen Ebenen über den Dreh- und Angelpunkt des begehbaren Auditoriums miteinander zu verknüpfen. Dort, wo der Giebel des 1909 erbauten und 1936 sanierten Werkstattgebäudes mit dem flach geneigten Dach des Seminar Gebäudes aus den 60er Jahren zusammenstößt, wird der individuelle Umgang der Architekten mit den einzelnen Altbauten deutlich. Die beiden Gebäude hätten „nicht gut miteinander gesprochen“, also habe man sie auch getrennt behandelt. Der Eingangsbau erhielt eine Klimahülle, die die alten Mauern beidseitig umkleidet, das Werkstattgebäude eine matt schimmernde Polycarbonatdecke, die als Dämmung fungiert und die Dachkonstruktion agrenzt. Die passenden Ideen wurde erst nach mehrmaligem Überarbeiten (siehe Schnitte) gefunden – die Fas-



Links im Schnitt jeweils zwei verschiedene Entwurfskonzepte für die Sanierung des rechteckigen Empfangsgebäudes und des anschließenden Werkstattgebäudes. Das Empfangsgebäude erhielt – anstelle einer zunächst geplanten Pflanzhülle – eine dynamische Doppelfassade mit gleitenden Übergängen

zwischen Innen und Außen. Der Werkstattbau, der zuerst mit einer Luftkissendämmung zwischen der alten Dachkonstruktion ausgestattet werden sollte, bekam eine transluzente, vierlagige Dämmung aus Polycarbonat.

Schnitte im Maßstab 1:250





Auch das Auditorium lässt sich mit einem bodenlangen, in diesem Fall schräg zugeschnittenen Vorhang zu einem temporären Teamraum verwandeln.  
Das Gästehaus ist mit Maisonette-wohnungen ausgestattet; von den Balkonen hat man einen Blick über die gesamte Grubenanlage.

Fotos: Werner Huthmacher, Berlin



sade des Eingangsgebäudes etwa sollte zu Anfang über und über begrünt werden.

Der innere Ausbau ist einfach und schlicht. Die sorgfältige „Ertüchtigung“ der Baukörperhüllen jedoch ist in ihrer Konzentration auf die Raumgrenzen der entscheidende Trumpf des Entwurfs. Hier zeigt sich ein Konzept, das auch für das künftige Vorgehen auf dem Areal beispielhaft sein dürfte. Die Architekten stellen einen Denkansatz vor, der deutlich macht, dass die wichtigste Eigenschaft des Ensembles aller Grubengebäude das eindrucksvolle In- und Nebeneinander großer Bauvolumen ist. Der Stadtplaner Wolfgang Christ, verantwortlich für den Masterplan des Standorts, bezeichnete diese Ballung großer Volumen als „städtisch“. Im Zuge der Standortentwicklung wäre es wohl weder sinnvoll noch wünschenswert, die historischen Einbauten dieser geballten Stadt zu erhalten. Im beharrlichen Umgang, mit dem die Berliner Architekten die bloßen Wandflächen umhüllt, eingepackt, graphisch lesbar gemacht, neutralisiert oder umgekehrt in den Vordergrund gerückt haben, entwickelten sie auch eine Art Entwurfsbaukasten für den Umbau weiterer Gebäude. Sie zeigen einen praktikablen Weg für den Übergang vom Grubenzeitalter in eine materiellose moderne Produktion: Das Innere der bestehenden Bauten für die neuen Nutzungen freilegen, das Äußere, in seinem Nebeneinander skulptural geschachtelter Großbaukörper, zu einem Ensemble weiterentwickeln, das auf die heroische Vergangenheit verweist.

